Französische Thronfolger.

Franzöſiſche Thronfolger.

Eine Viſion

von

Eduard Vogt.

Stuttgart.

Hallberger'ſche Verlagshandlung

1844.

Ludwig Philipp,

dem König der Franzoſen,

widmet dieſes Buch

ehrfurchtsvoll

Der Verfaſſer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Unſere Poeſie hat die Unmittelbarkeit verloren, welche früher, wie der friſche Duft des Pfirſichs, auf ihren Erſcheinungen lag. Man fühlt ſich gegenſeitig mißtrauiſch und befangen. Es handelt ſich jetzt vor Allem darum, zu welcher Partei der Autor gehört, ob er die rothe oder die weiße Roſe an ſeinem Hute trägt. Solche Bedingungen mildern den Tadel, erhöhen das Lob. — Sonſt war das Reich der Dichtkunſt frei wie des Himmels Luft. Hier gab es keine Schranken, als die Geſetze des Ebenmaßes und der Schönheit; Jeder konnte ſingen und ſagen, was ein Gott ihm auf die Lippe goß. Hier gab es keinen Rang, keine Partei; der Bettler ſtand neben dem Fürſten. Und wenn den Leuten draußen bange wurde in der öden Wirklichkeit, dann retteten ſie ſich unter die Palmen der Poeſie; alle Feſſeln fielen ab, und der wundgedrückte Sclave fühlte ſich frei auf dieſer republikaniſchen Oaſe.

Jetzt legt man es darauf an, die Dichtkunst ihrer Allgemeinheit zu berauben; nur politische Gedichte sollen Gnade finden, das Andere ist verpönt. Wehe dem, der noch von Liebe und Lust, von Wein und Abendroth zu singen wagt! — er wird als ein gesinnungsloser Mensch gebrandmarkt, der sich beim Rauschen und Wogen der Zeit die Ohren verklebt hat. Am betrübendsten ist es, daß solche Denunciationen von Männern begünstigt werden, die sonst ehrenwerth in den Reihen der Kämpfer stehn. Glaubt man wirklich die Freiheit zu fördern, wenn man sie aus ihrem letzten Sitz vertreibt; wenn man Mouchards anstellt, welche die Poesien durchstöbern und verdächtigen; wenn man Inquisitionen errichtet und dem Poeten das Sanbenito anzieht? — Dergleichen muß schlimme Vorurtheile bei den Gegnern wecken, und sie können einer Partei nicht trauen, welche „Freiheit und Duldsamkeit“ im Schildspruche führt, und sich, gleich den Jakobinern, tyrannisch und unduldsam zeigt.

Aber noch anderes Unheil ist aus der befangenen Auffassung poetischer Produktionen erwachsen. Einmal schadete man der freieren Presse — hier steht leider der Comparativ gewaltig unter dem Positiv — indem man Mücken zu Scorpionen stempelte, und dann

ſchadete man der Poeſie ſelbſt. Die Schriftſteller haben nämlich auch das mit ihren Nebenmenſchen gemein, daß ſie ſich weit lieber loben als tadeln laſſen, und ſie möchten, der liberalen Kritik zu Liebe, wahre Donner- und Feuerworte verkündigen, wenn ſie ſich nicht vor den Klippen und Untiefen fürchteten, welche auf der entgegengeſetzten Seite ihnen drohn. Sie kandiren deshalb die Bitterkeiten ihrer Rede, ſie machen überzuckerten Wurmſaamen daraus. Auf ſolche Weiſe gelingt es ihnen, zwiſchen der Scylla Kritik und der Charybdis Cenſur glücklich hindurchzuſchiffen; auf ſolche Weiſe aber hat ſich auch neuerdings eine hohle Phraſeologie, eine ſaft- und kraftloſe Oppoſitionsſprache gebildet. Es iſt ein wahrer Affe von Styl, welcher ſich die liberalen Kaſtanien mit Katzenpfoten aus den glühenden Kohlen herausholt.

Alles Gemachte und Unfreie wirkt wie Blauſäure auf die Poeſie, und dieſe diplomatiſche Richtung muß ihr geradehin verderblich ſeyn. Der Lyriker, dem die Sehnſucht nach Völkerfreiheit wie ein Sturm aus der Seele hervorbricht, laſſe ſeine Aeolsharfenlieder ertönen, aber einengen darf man die Berechtigung des Dichters nicht, ſonſt erzeugt man einen Schwarm nachſchwirrender Staare, welche alle, ohne Drang und ohne Gluth, politiſche Gedichte zwitſchern. — Ich habe

mich einige Male des Ausdrucks „politiſche Gedichte“ bedient, weil er zu den lauteſten Literaturſignalen gehört, doch möchte er etwa eben ſo zuläſſig ſeyn, als wenn man von mathematiſchen oder merkantiliſchen Gedichten reden wollte. Die Politik iſt eine Wiſſenſchaft; die Poeſie iſt eine Kunſt. Zeitfragen ſind in unerſchütterlicher Proſa abzuhandeln; die dythirambiſch leidenſchaftliche Form der Poeſie erhöht ihre ohnehin glühende Farbe, und führt dadurch oftmals vom Ziele ab. Unſere deutſche Poeſie iſt eine Gigantin, unſere Politik iſt ein Zwerg, und wenn man der Dichtkunſt auch die Beine abſchneidet, die Politik wird darum doch kein größeres Anſehn gewinnen.

Bisher war Poeſie das feſte Band, welches Deutſchlands Provinzen, dieſe Torſen eines zerbrochenen Rieſenleibes, noch zuſammenhielt; ſie war das Palladium, das uns vom Ausland beneidet wurde. Sollen wir nun auch ſie zur Parteifahne machen, und ſo den letzten Burgwall gemeinſamer Kraft zerſplittern, ſtatt ihn zu ſchirmen und zu erhöhn mit unſern beſten Geſängen? — Freudig ſind wir bereit, für die Freiheit Alles, ſelbſt den Hort der Poeſie hinzugeben, allein zum bloßen Experimentiren iſt ſie zu gut, und ſie bedarf gar nicht ausſchließlich politiſcher Stoffe, um der guten Sache fördernd zu ſeyn. Ueberall, wo

ein frischkräftiges Lied erschallt, da weichen die Nachtgespenster, da dringt Muth und Begeisterung in ermattete Seelen. Aber die Dichtkunst muß frei bleiben, wenn sie frei machen soll; nichts Fremdartiges darf sich in sie mischen, sonst fehlt ihr die bewältigende Kraft. Absichtlichkeit ist der Muse Tod. Das bemerkt man recht deutlich an den modernen Tendenzdramen, deren Spuren, schnell wie sie entstanden, im flüchtigen Winde verwehn, ohne eine Wirkung zurückzulassen. Hier zeigt sich eine Folge jener Absichtlichkeit, welche sich der Poesie als Mittel zur Erreichung gewisser Zwecke bedienen möchte. Die Poesie kann niemals Mittel seyn, sondern sie ist selbst der Zweck.

Während ich mich gegen die Anmuthungen der Absichtlichkeit verwahren wollte, ist mir willenlos ihr Miasma angeflogen, denn diese Vorrede giebt den folgenden Blättern etwas Absichtliches, das ihnen durchaus fern liegt. — Ich habe gar nicht einmal daran gedacht, es könnte Jemand irgend eine Demonstration, oder dergleichen, aus den französischen Thronfolgern herauslesen. Erst ein besorgter Freund machte mich aufmerksam, daß man sich bemühen werde, verhüllte Absichten und finstre royalistische Tendenzen darin zu wittern; deshalb schien es mir Pflicht, solchen Denunciationen von vorn herein zu begegnen. Gewiß

wird die Partei, welche für Offenheit und Wahrheit kämpft, den Worten eines Mannes vertrauen, den ſie noch nie treulos befunden hat. Sie wird mir vertrauen, wenn ich erkläre: das Nachfolgende hat keine Abſicht, keine Tendenz, weder eine royaliſtiſche, noch eine oppoſitionelle, weder eine demokratiſche, noch eine ſervile — es iſt eben nichts als ein Gedicht, eine Viſion.

Eduard Boas.

Ludwig der Siebzehnte.

1.

Fahren Blitze aus der Wolke,
Bringen Licht sie und Zerstörung —
So, im großen Frankenvolke,
Blitzt auf einmal die Empörung.
Schrecklich grollt es in den Lüften;
Schatten fliehn zu ihren Grüften,
Und des Himmels Morgenroth
Flackert hell, wie Blut und Tod.

Alles bebt in seinen Achsen
Bei dem gräßlichen Gewittern;
Stolze Freiheitsbäume wachsen,
Und die Schuldbewußten zittern.
Krachend stürzen alte Schranken
Unterm Beile der Gedanken:
Freiheit! Gleichheit! schallt es wild
Durch die Städte, durch's Gefild.

Ja, ſie ſind nun frei geworden,
Frei zur Rechten und zur Linken,
Frei, wie jene Völkerhorden,
Die der Feinde Herzblut trinken!
Gierig fletſchen ſie die Zähne —
Ja, der gräßlichen Hyäne
In der Wüſte ödem Reich
Und dem Schakal ſind ſie gleich!

In das Blut, das ſie verſprützen,
Während heiß die Ströme rauchen,
Müſſen ihre Bundesmützen
Rothe Jakobiner tauchen.
Grimm und Neid und giftges Haſſen,
Tigerwuth iſt losgelaſſen!
Immer tiefer reißt ſie's fort,
Endlich — bis zum Fürſtenmord.

2.

Düſter weiße Nebelſchleier wallen;
Tiefe Nacht liegt über dem Schaffot,
Wo der König Ludwig heut' gefallen,
Und der Todte ſtehet nun vor Gott.
Sieh! das Völkerſchickſal ſteigt hernieder,
Eingehüllet in ein Leichentuch;
Recket ſeiner Arme lange Glieder
Weit hinaus, und ruft den ſchwarzen Fluch:

„Frech gemordet habt ihr euren König,
„Darum ſprech' ich über euch den Bann,
„Und den kalten blaſſen Tod, ihn krön' ich
„Zum erwählten Fürſten euch fortan.
„Tonlos zieh' er über Thal und Hügel,
„Trage ſtets das Richtſchwert in der Hand;
„Zittert bei dem Rauſchen ſeiner Flügel,
„Denn dem Tod gehört das Frankenland.

„Lebt ein Dauphin, goldne Frucht verſprechend,
„Wie des Palmbaums voller Blüthenduft,
„Nahet ſicher der bleiche König rächend,
„Senkt den Nebenbuhler in die Gruft.
„Sey's ein Mann, ein Jüngling oder Knabe,
„Eurer künftgen Herrſcher erſter Sohn —
„Nur im Tod, im eiſig kalten Grabe,
„Dort beſteigt er Frankreichs Fürſtenthron.

„Mögt ihr goldnen Frieden von ihm hoffen,
„Oder Sieg in blutger Völkerſchlacht,
„Seine frühe Grube ſteht ihm offen,
„Weil ihr euren König umgebracht.
„Einen Dauphin glaubt ihr dann zu haben,
„Doch ſein Purpur iſt ein Leichentuch —
„Alle Hoffnung müſſet ihr begraben!“
Alſo klang des Schickſals grauſger Fluch.

3.

Im Temple ſitzt ein Kind;
Der Knabe iſt ſo lieb und hold,
Sein Haar und Röckchen ſind von Gold.
Im Temple ſitzt ein Kind,
Und weint die Augen blind.

„Mein Vater, der iſt todt!
„Er war ſo mild, er war ſo gut;
„Was wollten ſie mit ſeinem Blut?
„Mein Vater, der iſt todt;
„Ein Fremder gibt mir Brod.

„O ſchöne Mutter komm!
„Du läßt mich hier ſo ganz allein,
„Ich will dir immer folgſam ſeyn —
„O ſchöne Mutter komm!
„Ich bin ja treu und fromm.

„Der Temple iſt ſo kalt!
„Du lieber Gott, laß mich nicht hier,
„Nimm mich hinauf, hinauf zu dir!
„Der Temple iſt ſo kalt —
„Ach, ſtürb' ich doch nur bald!"

1.

Das Kind iſt Ludwig Capet's Sohn,
Es ſollte erben Frankreichs Thron;
Nun ſitzt es hier voll Bangen
Gefangen.
Den Vater haben ſie eingeſcharrt,
Die arme Mutter foltern ſie hart,
Allein die Getreuen,
Sie wollen das Königthum erneuen,
Und rufen mitten in Blut und Graus
Das zitternde Kind zum Herrſcher aus.

Da murrt es im Kreis der Jakobiner:
„Zu Boden, zu Boden die Fürſtendiener!"
Der Schuſter Simon, ein lauernder Wicht,
Mit ſchmutzigen, trutzigen Worten ſpricht:
„Pfia! Wir wollen kein Königspuppchen,
„Kein ſchwächlich gemächliches Waſſerſüppchen!
„Hollah, mit dem fürſtlichen Buben her!
„Ich nehme den Capet zu mir in die Lehr',
„Und will es ihm zeigen und will es ihm ſagen,
„Wie ſich das Volk muß ſchinden und plagen.

„Ihm ſoll unter Qualen und heißen Mühn
„Jahr aus, Jahr ein die Stirne erglühn,
„Dann meidet er ſicher die ſchlechten Bahnen
„Der Königsahnen —"
Da ſchallt's im Haufen frech und wild,
Als wiehrten Roſſe im Gefild,
Und ſtampften tobend mit den Hufen.
Laut wird dem Schuſter Beifall zugerufen;
Der packt den Knaben feſt beim Arm,
Und reißt ihn hinweg — O Gott erbarm!

5.

„Du Königsbube,
„Herein zur Stube!
„Die Locke, die wie Kronengold
„Auf deinen weißen Nacken rollt,
„Sie laß ich scheeren,
„Und will dich dann ein Handwerk lehren.

„Mußt Wasser schleppen
„Herauf die Treppen;
„Den Hunger stillt dir schwarzes Brod —
„Sieh her, mein Prinz, so schmeckt die Noth!
„In Fürstensälen
„Kannst du nun auch davon erzählen.

„Und biſt du träge,
„Dann gibt es Schläge.
„Sollſt ſehn, wie Froſt und Hunger thut,
„Du ſchönes junges Königsblut!
„Die Hand voll Schwielen,
„Und ſtatt des Bettes hier die Dielen!“

Dem Fürſtenſohne
Erdrückt die Frohne
Den Lebensmuth, ſein Herz iſt ſchwer;
Nie ſpricht der arme Knabe mehr.
Er läßt ſich ſchlagen,
Doch zwingt ihn nichts, ein Wort zu ſagen.

Viel Monde ſcheiden
In ſtummen Leiden;
Nur wenn ringsum die Erde ſchlief,
Dann weint das Kind, dann ſeufzt es tief,
Und ringt die Hände,
Zu flehn, daß Gott ſein Schickſal wende.

* * *

„Der Temple iſt ſo kalt!
„Du lieber Gott, laß mich nicht hier,
„Nimm mich hinauf, hinauf zu dir!
„Der Temple iſt ſo kalt —
„Ach, ſtürb' ich doch nur bald!"

* * *

Es wird vernommen;
Die Engel kommen.
Vorüber zog die finſtre Nacht,
Der Dauphin war nicht aufgewacht.
Der Sonne Strahlen,
Sie fanden ihn erlöst von Qualen.

Der König von Rom.

6.

Es kommt ein kühner Sieger,
Der bändigt jene Tiger;
Sie folgen ſeinen Fahnen,
Und beugen ſich ihm ſcheu.
Er hat die Welt bezwungen,
Iſt aus dem Stamm entſprungen
Der göttlichen Titanen,
Und heißt: der Wüſte Leu.

Die ſtolze Wunderblume
Von Frankreichs hohem Ruhme,
Er trägt ſie ohn' Ermüden
Hinaus im Siegerzelt.
Tief in Aegyptens Sande,
Am rauhen Bernſteinſtrande,
Im Oſten und im Süden
Erobert er die Welt.

Der Mann im kleinen Hute,
Mit lichtem Feuermuthe,
Der gleich der Eiche mächtig
Und unerſchüttert ſteht —
Er nimmt ſich ſelbſt die Krone,
Und ſteigt empor zum Throne ...
Wie ihm der Purpur prächtig
Vom kühnen Nacken weht!

Des Kaiſers Tochter minnend,
Und ihre Hand gewinnend,
So thront er unerreichbar,
Ein Erbe fehlt ihm nur.
Da donnern die Geſchoſſe —
Ein Kind erſchien im Schloſſe!
Sein Glück iſt unvergleichbar,
Ihm dienet die Natur.

Er nimmt den Sohn, den ſchönen,
Er läßt das Haupt ihm krönen,
Und kußt ihn voll Entzücken.
Die Fürſten dürfen kaum
Des Kindes Wiege ſchaukeln,
Und Schmeichellieder gaukeln,
Um blühend ihm zu ſchmücken
Den erſten Jugendtraum.

7.

Freudig vom Ruhm und vom Siege
Träume in ſilberner Wiege,
Träume, du kaiſerlich Kind!
Ueber der Wiege Gefunkel,
Ziehen ſich, prächtig und dunkel,
Purpurne Decken gelind.
Träume, du kaiſerlich Kind!

Schlummre mit roſigen Mienen!
Schwärme von goldenen Bienen
Haben die Decke geſchmückt.
Dir ſoll ihr Stachel nur nützen;
Wenn ſie vor Feinden dich ſchützen
Und dich ihr Honig entzückt —
Schlummre, o ſchlummre beglückt!

Da, wo dein Köpfchen ſich wieget,
Sorglos und lächelnd, da lieget
Bei dir die Kugel der Welt.
Spiele mit mächtigem Balle!
Dein ſind die Länder ja alle,
Dein ſind die Staaten der Welt.
Schlummre, du kindlicher Held!

Siehe! Victoria entſteiget
Fröhlich dem Erdball, und neiget
Blühenden Lorbeer dir zu.
Brauchſt dich kaum zu erheben,
Schmücken die Kränze dein Leben.
Ach, wie ſo glücklich biſt du!
Schlafe, mein Prinzchen, in Ruh!

8.

Der Winter und der eiſge Norden,
Verwilderte Koſakenhorden
Zertrümmerten des Vaters Glück.
Die Heere, die hinaus gezogen,
Verſchlang der Bereſina Wogen;
Ein bleiches Häuflein kehrt zurück.

Die Siegergröße iſt entſchwunden,
Man hat den Kaiſer überwunden,
Er wird entblößt, verhöhnt, verbannt.
Der Mächtge konnte nichts erretten,
Als ſeinen Namen, ſeine Ketten
Und einen fernen Inſelſtrand.

Die ſchöne Mutter mit dem Sohne,
Sie ſcheidet von dem Kaiſerthrone
Und von den goldnen Tuilerien.
Sie muß mit Zittern und Erblaſſen
Das liebgewordne Land verlaſſen,
Zur deutſchen Heimath muß ſie fliehn.

„Der Boden Frankreichs iſt ein Krater!
„Wir kommen heim — du lieber Vater,
„O nimm uns auf in deinem Schloß!“ —
Dem alten Kaiſer war die Wange
So feucht, als er die Beiden lange
Und bange in die Arme ſchloß.

9.

Der Knab' erwächst nun, wie am Saum
Des Walds ein ſchlanker Tannenbaum.
Er möchte mit der Krone Zweigen
Gern bis empor zum Himmel ſteigen.

Man wird beſorgt ... Das will man nicht!
Man nimmt ihn fort vom Sonnenlicht,
Und pflanzet ihn in Kloſterzellen,
Die Mond und Sterne nur erhellen.

Dort hütet man den Knaben ſcharf,
Damit er nichts erfahren darf;
Damit er geiſtlich ſtille Chöre
Statt blutger, goldner Worte höre.

Doch Clio's ſturmgewaltger Schall
Zerbricht die Mauern überall;
Dem Jüngling dröhnt es durch die Seele,
Daß er ſein Lebensziel verfehle.

Der Arme träumt nun oft und ſchwer:
Er ſieht das weite, wilde Meer,
Ein fluthumſpültes, graues Eiland,
Und ſeinen Vater drauf — O, Heiland!

Dann ſieht er dort — was mag das ſeyn? —
Nur einen kahlen Leichenſtein,
Von Thränenweiden grün umſtanden,
Und hört die Wellen ſchluchzend branden.

Ihm wird ſo weh, ihm wird ſo trüb;
Den Vater hatt' er gar zu lieb.
Nicht Trauerworte kann er ſprechen,
Doch fühlt er wohl — ſein Herz wird brechen.

10.

Nach Frankreich ſchreibet der König von Rom:
„Gott möge ſich meiner erbarmen!
„Denn kann ich nicht auf dem Platze Vendôme
„Die Säule des Vaters umarmen,
„So bringt mich die brennende Sehnſucht in's Grab,
„Es zieht mich zum kühligen Schlummer hinab;
„Wozu ſoll ich länger noch leben,
„Ich darf ja nicht ſchaffen und ſtreben!“

Und als er das Schreiben verſiegelt hat,
Befällt ihn ein ſchleichendes Fieber.
Er fühlte ſich müde, er fühlte ſich matt,
Und ſchlummerte ſchmerzlos hinüber.
Der Vater iſt todt und die Mutter iſt fern;
Am Himmel verlöſchet ein leuchtender Stern —
Es ſterben die Napoleoniden,
Nicht Dauer war ihnen beſchieden.

Heinrich der Fünfte.

II.

Trompeten ſchmettern freudige Fanfaren,
Als wollten ſie verkünden Luſt und Glück:
Das alte Königshaus, verbannt ſeit Jahren,
Das Haus Bourbon kam nach Paris zurück.

Ihm folgen jene adligen Familien,
Die vormals flohn vor blutgem Volksesturm,
Und wieder flattern königliche Lilien
Auf luſtgen Flaggen von Palaſt und Thurm.

Allein die ſtolzen Blüthen ſind vermodert,
Erborgt iſt ihre Friſche und ihr Glanz,
Denn keine neue, ſaftge Blume lodert
Aus ihrer Mitte auf zum friſchen Kranz.

Den König Ludwig ſieht man einſam ſterben,
Die Krone gibt er keinem theuern Sohn;
Auch Angouleme hat ja keinen Erben —
Soll ganz verwaiſen Frankreichs hoher Thron?

Doch nein! Die Stütze lebt noch dieſem Stamme,
Denn Berry iſt geſund an Seel' und Leib.
In ihm erglüht die königliche Flamme;
Er nimmt ein blühend-hold italiſch Weib.

„Allmächt'ger Vater! Laß ein Kind entkeimen,
„Ein kräftig ſchönes Kind aus ihrem Schooß!"
So betet's in den Kirchen, und ſie träumen
Das Haus Bourbon noch einmal ſtark und groß.

12.

Der Sattler Louvel ſitzt im Stall,
Beim blaſſen Mondenſcheine.
Die Menſchen flieht er überall,
Er wandelt ſtets alleine,
Und ſein fanatiſch wilder Blick
Verweilt auf Frankreichs Mißgeſchick.

Das Auge überwacht und roth —
Was ſoll ſein ſtilles Brüten?
Er ſinnt auf der Bourbonen Tod;
Gott mög' das Haus behüten!
Ha, wie das Wort unheimlich klingt,
Das ihm aus bleicher Lippe dringt:

„Die Fremden ſtießen unſern Gott
„Hinaus zur Felſeninſel!
„Sie ſetzten, uns zu Hohn und Spott,
„Auf Frankreichs Thron die Pinſel;
„Und wir, mit dumpfem Sclavenſinn,
„Wir nahmen alles dankbar hin.

„Als Er auf Elba mir erſchien,
„Da ſchwur ich's den Bourbonen!
„Ich tödte das Geſchlecht für ihn,
„Will keinen Einzgen ſchonen.
„Der Berry iſt der beſte Mann,
„Drum muß er gleich zu Anfang dran!

„Wenn mir das kühne Werk gelingt,
„Errette ich die Franken.
„Ich ſehe, wie man Lorbeer bringt,
„Um würdig mir zu danken;
„Ein Monument, ein Heiligthum
„Bewahrt der Nachwelt meinen Ruhm.

„So komm' hervor, du guter Dolch!
„Dein Stahl ſoll nicht erblinden.
„Du blinkeſt ſtolz? Nun freilich, ſolch'
„Ein Ziel wird keiner finden.
„Ich ſchleife dich am rauhen Stein,
„Mußt ſpitz und ſcharf und ſicher ſeyn!"

13.

Verhallt iſt die Oper, es leert ſich der Saal;
Zur Pforte entſtrömet die Menge zumal.

Hoch raget der Herzog empor aus dem Schwarm,
Die liebliche Gattin, ſie führt er am Arm.

Was will dort im Dunkel der ſchreckliche Mann?
Was drängt er ſich dicht zu den Beiden heran?

Nun hebt er die Hand, und ein Meſſer erblinkt —
Dem Herrn, ihm galt es; er wanket und ſinkt.

Laut gellet der Fürſtin entſetzlicher Schrei;
Da ſtürzen die Wachen und Sbirren herbei.

Laternenlicht ſtreifet den Mörder ſo hell —
Ha! Louvel, er iſt es, der Sattlergeſell!

Der Herzog erbleichet im wüthenden Schmerz;
Er traf ihn am Leben, er traf ihn in's Herz.

Und wie man auch ſtürmet, und wie man auch eilt,
Die tödtliche Wunde wird nimmer geheilt.

Und preßt auch die Gattin die Lippen auf's Blut,
Sie hemmet doch nimmer die ſtrömende Fluth.

Kaum weicht vor der Sonne die gräßliche Nacht,
Hat klaglos der leidende Herzog vollbracht.

Die Bürger des Landes ſind furchtbar erſchreckt;
Mit Blut iſt von Neuem die Krone befleckt.

Sie reißen das marmorne Opernhaus fort,
Errichten ein Denkmal am ſchaurigen Ort.

Doch Louvel verhöhnet das ewige Heil,
Und lachend noch legt er den Kopf unter's Beil.

11.

Es flohen Monde hin im tiefen Trauern,
Der Hoffnung Knospe glaubte man erſtickt;
Da tönet Jubel an des Schloſſes Mauern:
Ein Erbe Frankreichs hat das Licht erblickt.

Die junge Wittwe trug ihn unterm Herzen,
Und Berry wußte das beim Sterben ſchon.
Sie trug das Kind in Jammer und in Schmerzen,
Bis nun geboren ward der Schmerzenſohn.

Der Fama Tuba ſchmettert die Provinzen
Empor zum freudenvollen Dankgebet,
Und um das Wohl des heißerſehnten Prinzen
Wird Gott im ganzen Reiche angefleht.

15.

Kränze gewunden,
Becher geſchwenkt!
Liebliche Weiſen
Sollen ihn preiſen,
Den uns ein Wunder
Gnädig geſchenkt.

„Gottesgegeben,“
Nennen wir ihn.
Feſtliche Klänge,
Jubelgeſänge
Müſſen den Knaben
Grüßend umziehn.

Chambord's Gefilde,
Wälder und Seen,
Alles ſein eigen;
Wollen ihm zeigen,
Daß ihn umſchweben
Roſige Feen.

„Enkel von Frankreich,"
Glückliches Loos!
Dieſen Erkornen,
Spätergebornen,
Ziehen die Genien
Liebevoll groß.

16.

Im Taumel iſt Paris. Die Glocken ſchallen,
Es klirren Fenſter, tauſend Schüſſe knallen ...
Die Stadt begeht gewiß ein Freudenfeſt,
Den jungen Herzog ehrend, und ſie läßt
Zu ſeinem Ruhme wohl die Fahnen wallen?

Doch nein! das iſt ein ernſthaft dunkles Toſen!
Die Maſſen wälzen ſich, die zügelloſen,
Zum Schloſſe hin, von Zorn und Drang geführt:
Die Charte, das Geſetz iſt frevelnd angerührt,
Und blühn heut' Blumen, ſind es blutge Roſen.

„Zu Boden Karl und ſeine Ordonnanzen!"
So tönt es lauter ſtets; hoch thürmen Schanzen
Sich in Paris; es ſtrömt der Bürger Blut.
Dann geht's nach Notre Dame in voller Gluth,
Um dort die Tricolore aufzupflanzen.

Der Aufruhr ſchwillt zum wildbewegten Meere;
Ein zürnend Volk bezwingen keine Heere!
Es wird ein Sturm, ein ſchneller Blitz, ein Leu;
Ermattet nie, gebärt ſich immer neu,
Und wo es trifft, zerſchmettert ſeine Schwere.

Da wird, vom Kartenſpiel im goldnen Schloſſe,
Der König Karl mit ſeinem ſtolzen Troſſe
Aus tiefer Seelenruhe aufgejagt.
Er zürnt. — Umſonſt! — Er zittert und verzagt,
Und ſchnell bereitet man zur Flucht die Roſſe.

Zerriſſen ſind die letzten Liebesbande;
Das Haus Bourbon muß fort aus dieſem Lande,
Es iſt vom Reiche und vom Thron entſetzt.
Den Gottgegebnen, ihn vertreibt man jetzt,
Und weinend ſteht der Knab' am Meeresſtrande.

17.

Verloſchen war des Himmels Blau,
Er hing voll Wolken, trüb und grau,
Die Wellen rauſchten hohl.
Sie weinten und ſie ſeufzten tief;
Der junge ſchöne Herzog rief:
Mein Frankreich, lebe wohl!

Indeſſen trug das ſchnelle Schiff
Sie glücklich hin durch Fels und Riff,
Durch Klippen, wilde Fluth.
Das freie Schottland war ihr Ziel,
Es bot ein gaſtliches Aſyl
Im Schloſſe Holyrood.

Wohl iſt's in Schottland ſchön und grün,
Doch keine ſchwachen Lilien blühn
Auf ſeinem rauhen Strand.
Das Haus Bourbon ergreift voll Qual
Den Wanderſtab nun abermal,
Nach Böhmen hingewandt.

Der holde Knabe wächst heran,
Zum Jüngling wird er und zum Mann,
Doch Kummer beugt ihn ſchwer.
Er bleibt ſo unſtät fort und fort,
Ihm lachet nie ein Heimathoert
Im Leben, freudenleer.

Wie herrlich auch die Berge blühn,
Wie feurig auch die Reben glühn
Im ſchönen Frankenland.
Er wird es nimmer wieder ſehn,
Er muß entblößt und einſam ſtehn —
Man hat ihn ja verbannt!

Der Herzog von Orleans.

18.

Und als die Julisonne heiß
Erregt die tapfern Schaaren,
Als sie in Dampf und Gluth und Schweiß
Gewannen sich den hohen Preis,
Da schmetterten Fanfaren.
„Wir sind verrathen, sind umstellt!“ ...
O nein! — Dort sprengt ein junger Held
Zu Hülfe mit Husaren.

Wie Alles nach ihm starrt und schaut!
Doch dann, im vollen Chore,
Begrüßet ihn der Jubel laut;
Er trägt die Farben lieb und traut,
Er trägt die Tricolore.
Solch Zeichen macht bewußt und hell,
Solch edles Zeichen kräftigt schnell
Die biegsam schwanken Rohre.

„Willkommen, Weiß und Blau und Roth,
„Ihr wohlbekannten Farben!
„Nun ſoll ſich enden Frankreichs Noth,
„Für euch, für euch in Kampf und Tod!“ —
Und viele Tapfre ſtarben.
Indeß, gewonnen wird die Schlacht,
Und Alle, die ſie mitgemacht,
Sind ſtolz auf ihre Narben.

Der Sturm verhallte; Jeder frug:
„Wer war der junge Reiter,
„Der gleich die rechten Farben trug,
„Der alle Zweifel niederſchlug?
„Er komm' und führ' uns weiter!“ —
„„Wir kennen ihn ſeit Kindheit ſchon:
„„Er iſt des Louis Philipp Sohn,
„„Er iſt ein wackrer Streiter!““

19.

Um das Stadthaus wogt ein dumpfes Toſen,
Alle Blicke hängen am Altan —
Plötzlich bannt ein Zauber die Franzoſen:
Lafayette und Louis Philipp nahn.

Lafayette mit ſeiner Götterſtirne,
Deſſen Wort von Völkerfreiheit ſingt,
Daß es, gleich dem Alphorn auf der Firne,
Sehnſuchtweckend in die Herzen dringt.

Lafayette umarmt den Bürgerkönig,
Den des Lebens Drang und Kampf geſtählt;
Freudenrufe grüßen tauſendtönig
Dieſen Fürſten, den das Volk erwählt.

Doch des Thrones ſammtne Baldachine
Sind ein angſtvoll ſorgenſchweres Dach;
Neid und Haß, die bleichen Paladine,
Bleiben ewig an den Stufen wach.

Ihre Kugeln, ihre Dolche lauern
Hinter jedem Fenſter, jedem Thor.
Durch der Fürſten Seele weht ein Schauern,
Und die Furien brechen wild hervor.

20.

Mit den ernſten, grauen Kriegern,
Mit Napoleon's Weltbeſiegern
Zieht der König durch Paris. -
Wüßten ſie, daß noch Bourbonen
In dem Paradieſe wohnen,
Stürmten ſie das Paradies,
Wenn ſich's nur erſtürmen ließ.

Und es kommt, in ihrer Mitten,
Orleans, der Held, geritten:
Welch ein ſchönes Fürſtenbild!
Schlank, wie Stahl, die jungen Glieder,
Seine Züge kühn und bieder,
Seine Bruſt ein ehrner Schild,
Doch ſein Auge blau und mild.

Jenem Tage gilt die Feier,
Wo man einſt die Königsgeier
Austrieb aus dem Frankenland.
Luſtge Flintenſchüſſe knattern;
Blumenkranz und Tücher flattern
In der Frauen weißer Hand
Von Balkon und Gitterwand.

Doch kein freudig Zeichen wehet
Dorten, wo Fieschi ſtehet,
Aus dem trüben Fenſter vor.
Seine Fahne, ſeine bunte
Feuerblume iſt die Lunte —
Glühend hält er ſie empor...
Plötzlich kracht das Höllenrohr.

Von dem Donner wankt die Erde!
Bäumend ſcheuen ſich die Pferde;
Manches Auge ſinkt in Nacht.
Dumpfe Sterbeſeufzer ſtöhnen,
Doch der Kö[illegible]it den Söhnen
Ward gehütet, ward bewacht
Von der unerforſchten Macht.

Ja! nun iſt der Fluch gebrochen,
Ueber Frankreich ausgeſprochen,
Als ſein Purpur blutig roth.
Orleans ſoll ihn gewinnen
Den verwaisten Thron — Von hinnen
Muß der Schattenkönig Tod,
Der dem Dauphin finſter droht.

21.

Die Flotte lag, nach Algier abzuſegeln,
Im Hafen da, gleich weißen Rieſenvögeln.
Der junge Herzog ſtieg an Bord und ſah
Im Fluge noch das felsge Corſika.

Doch als der Kiel die Meeresfluth durchſchwommen,
Und rauſchend beim Geſtade angekommen,
Da hat auf Algier froh der Prinz geſchaut,
Das blendend hell am Berg empor ſich baut.

Er wandelt durch die Stadt der Barbaresken,
Und ſieht, wie hier, in bunten Arabesken,
Der Occident das Morgenland umſchlingt,
Wie nah' beim Kreuz der goldne Halbmond blinkt.

Der Herzog reist, im mährchenhaften Traume,
Zum Heereslager „bei dem Feigenbaume."
Die Luft iſt mild, das Wetter herbſtlich ſchön;
Im Pflanzenſchmucke leuchten alle Höhn.

Still ruhet im Granit ein blauer Lago,
Und auf den Fluthen ſpiegelt ſich die Sage.
Ihr Stamm ein Pfeil, ein maſtenſchlanker Bolz,
Die Krone feingezackt und palmenſtolz.

Die Sonne kommt. Dort wirbeln aus dem Walde
Staubwolken auf und ziehn entlang die Halde.
Es iſt der Feind! — Das Frankenheer erwacht
Vom Trommelſchall, und rüſtet ſich zur Schlacht.

Der Herzog ſteigt zu Roß. Wo Abd el Kader
Zur feſten Mauer ordnet ſein Geſchwader,
Dort führet er das Fußvolk hin zum Kampf,
Und Alles hüllt ſich dicht in Pulverdampf.

Von einer Kugel iſt der Prinz getroffen;
Er achtet's nicht. Die Reihen werden offen!...
Durch ihn befeuert ſtürzt der Franken Wucht
Das Ruinenheer in wilde Flucht.

Und weiter geht's! — Erobert wird Maskara;
Es lodert auf, ein Feuer-Niagara,
Der, ſtatt herab, empor zum Himmel ſprüht;
Ein Flammenwald, der roth und blau erblüht.

Und weiter! — Moſtaganem's Marmorſtufen
Berührt der Fuß des Herzogs . . . Abgerufen
Nach Frankreich, kehrt er ſiegesfroh zurück;
Als Knappen folgen ihm ſein Muth und Glück.

22.

Und wiederum ſcheidet vom Vaterhaus
Der Prinz mit dem jüngeren Bruder,
Doch diesmal ſpannt ſich kein Segel aus,
Die Wogen ſchlitzet kein Ruder.
Auch nicht auf den Krieg iſt ſein Auge gewandt;
Die Fahrt geht ins friedliche deutſche Land.

Wie grüßte den Ritterlich-Prächt'gen Berlin
In jenen begeiſterten Tagen;
Die Schönſten der Frauen bewunderten ihn
Beim Reiten und Tanzen und Jagen.
Manch Auge wurde von Thränen matt,
Als Orleans ſchied aus der Königsſtadt.

Auch Wien empfing ſie voll Innigkeit,
Die blühenden fürſtlichen Gäſte.
Wie wurden die Herzen da froh und weit,
Wie drängten ſich Feſte um Feſte. —
Der Herzog ſah alles; er ſtieg auch hinab
Zu der Kaiſerfamilie tiefdunklem Grab.

Die Wölbung war düſter und eiſig die Luft,
Es blieben zurücke die Diener.
Nur Orleans weilt in der ſchaurigen Gruft,
Ihm leuchtet ein Kapuziner.
Da ſieht er ſtehn einen Leichenſtein,
So abgeſondert, ſo ganz allein.

Er ſchimmert geſpenſtig im Fackellicht,
Dem Herzog wird tief beklommen;
Zum alten Mönche er fragend ſpricht:
„Wer hat dies Grabmal bekommen?“
Dumpf rauſchet die Antwort im mächtigen Dom:
„Hier ſchlummert ein König — der König von Rom!“

Da wurde der Herzog vom Grauſen erfaßt,
Er konnte nicht länger verweilen;
Ihn trieb eine innre entſetzliche Haſt,
Aus dem Reiche des Todes zu eilen.
Er fühlte den Athem des Gräßlichen wehn —
Der Prinz hat ſein eigenes Schickſal geſehn!

23.

Den Herzog preßt ein Bangen,
Ein ungeſtüm Verlangen;
Sein ganzes Herz iſt Gluth.
Die Liebe blüht ihm, welche
Im ſtillgeſchloſſnen Kelche
Der Bruſt ſo lang geruht.

Er kommt auf Blumenwegen
Der ſüßen Braut entgegen,
Als ſie den Einzug hält
In's ſchöne Land der Franken,
Wo ſich die Reben ranken
Zum blauen Himmelszelt.

Die Furien ſind verſöhnet,
Des Volkes Liebe krönet
Das Paar mit duftgem Kranz.
Von treuer Lieb' umwunden,
Entflieht, wie kurze Stunden,
Für ſie der Jahre Tanz.

Ihn drängt der Muth zuweilen,
Nach Algier hinzueilen,
Um dort ſein gutes Schwert
Von Neuem zu erproben;
Doch, wie die Schlachten toben,
Er bleibet unverſehrt.

Dann ſtrahlen ihre Wangen,
Den Helden zu empfangen,
Hoch wallt ihr Herz vor Luſt.
Zwei holde Knaben blühen,
Zwei Königskinder glühen
Voll Kraft an ihrer Bruſt.

Des ſchwarzen Fluches Worte
Verſchließt die Grabespforte,
Nie kehren ſie zurück.
Die Furien ſind verſöhnet,
Des Volkes Liebe krönet
Der Beiden reines Glück.

24.

Regimenter im Gefilde,
Regimenter auf den Höhn;
Frisch durchzieht die sommermilde
Luft des Flügelhorns Getön.
Das ist nicht der Krieg, der wilde —
Wetterdunkler rauscht sein Föhn;
Nur zum blanken Schlachtenbilde
Ordnen sich die Truppen schön.

Mustern wird das Heer der Franken
Orleans im Thale hier;
Saint Omer errichtet Schranken,
Reichgeschmückte, zum Turnier,
Und dem tapfern Sieger danken
Soll der Frauen Blum und Zier,
Soll Helene — Sehnsuchtskranken
Ziehn den Herzog hin zu ihr.

Lebewohl dem Vater ſagen
Will er, der auf Frankreichs Thron
Standhaft allen Schmerz ertragen,
Allen Kummer — für den Sohn.
Als nach Neuilly eilt ſein Wagen,
Kränzt ihn holder Träume Mohn,
Denn in wenig kurzen Tagen
Grüßt er ja die Gattin ſchon.

* * *

„Streckt euch, ihr Roſſe,
„Im fliegenden Trab,
„Sauſt wie Geſchoſſe
„Die Straße hinab!
„Funken muß ſprühen
„Der hemmende Stein....
„Könnt' ich mein Glühen
„Und Sehnen euch leihn!"

25.

Wie Hagelſauſen
Und Wetterbrauſen,
Raſſelt das Fuhrwerk die Straße entlang;
Die Augen der Wandrer folgen ihm bang.
„Thäler und Hügel,
„Sie flattern vorbei!
„Hältſt du die Zügel
„Auch, wackrer Jockey?“
Und er bejaht es! — Dann
Rast das Geſpann
Ueber die Fläche.
So ſtürzen ſich Bäche
Wild und munter,
Aus ſchwindelnder Höh',
Von den Alpen herunter,
Wenn die Strahlenbolzen
Der Sonne den Schnee
Des Winters zerſchmolzen.

So sauste in Griechenland,
Mit tollem Jagen,
Ueber die Rennbahn der Wagen,
In welchem der Kämpe stand.
Gefährliches Streiten
Liebet sein Sinn;
Adlerschnell gleiten
Will er zum Ziele hin.
Beim wüthenden Fahren
Flattert die Binde,
Und in den Haaren
Pfeifen die Winde.
Rossegeschnaube
Nur höret man noch,
Vom nächtigen Staube
Mit Wolken umwallet,
Doch
Jubelruf schallet,
Als er entweicht —
Das Ziel ist erreicht!
Es nahen die Männer
Und loben die Renner;
Es nahen die Schönen,
Den Sieger mit Zweigen der Fichte zu krönen.

„Tragen uns Flügel
„So ſturmſchnell vorbei?
„Hältſt du die Zügel
„Auch, wackrer Jockey?“
Und er verneint es! — Gewaltſam,
Unaufhaltſam
Vor dem rollenden
Wagen
Jagen
Die Pferde.
— Wer iſt die Geſtalt
Mit der grellenden
Bleichen Geberde?
So weltenalt
Schwebt in den Lüften
Sie rieſig daher.
Stieg ſie empor aus vermoderten Grüften,
Aus der Ewigkeit wallendem Meer?
Es iſt der Tod!... Mit grimmer Haſt
Hat er die ſchneidende Geißel erfaßt,
Und ſchwingt ſie
Ueber die Roſſe;
Keiner bezwingt ſie,
Die wilden Geſchoſſe,
Den Doppelblitz. —

Der Herzog ſpringt von dem Sitz,
Aber ein plötzlicher
Entſetzlicher
Stoß
Reißet den Kräftgen vom Wagen los,
Schleudert ihn blutend zur Erde,
Und weiter raſen die Pferde.

Das Geſpenſt weicht nun fort.
Still ſtehen die Renner dort
Vor eiſernen Gittern,
Und zittern.
Der Jockey lenket ſie ruhig um,
Und findet den Herrn — doch ſein Mund iſt ſtumm;
Das Antlitz, ſchön und muthig,
Iſt kalt und blaß und blutig.
Der Ihren, den Orleans erwirbt,
Er ſteht im Grab ... der Herzog ſtirbt!

Der Graf von Paris.

26.

Die Kirche iſt beſchlagen
Mit violettem Sammt;
Die Sterbelieder klagen
Und Kerzenſchimmer flammt.
Sein ruheloſ Gefunkel
Umſpielt den blanken Sarg,
In deſſen grauſig Dunkel
Sich früh der Herzog barg.

Den König beugt der Kummer;
Er kniet und ſchluchzet ſacht.
Die Königin hält beim Schlummer
Des theuren Sohnes Wacht.

Inmitten der Familie
Kniet auch des Todten Weib,
Die blasse Trauerlilie,
Mit schmerzgeknicktem Leib.

Da wird sie aufgerüttelt
Durch holdbekannten Ton —
Vom wilden Gram geschüttelt,
Erkennt sie ihren Sohn.
Begreifen kann der Knabe
Des Todes Schauer nicht,
Und lächelnd schaut zum Grabe
Sein rosiges Gesicht.

Die kleinen Hände strecken
Sich nach der Kerzen Glanz;
Ihn freun die sammtnen Decken,
Ihn freut der Todtenkranz.
Der Schmuck und Prunk gefielen
Dem Kind — es will hinab,
Will mit den Blumen spielen
Auf seines Vaters Grab.

Die Mutter hat's geboren,
Die Mutter hat's erblickt;
Sie muß in Schmerz verloren,
Das Wort iſt ihr erſtickt.
Sie winkt dem Kinde leiſe,
Das ihr der Gatte ließ,
Und preßt ans Herz die Waiſe
Den Grafen von Paris.

27.

An der Mutter Herzen liegend,
Iſt er ruhig eingeſchlafen,
Und die Amme ſitzet wiegend
Bei dem ſchönen kleinen Grafen.

Aus der Ampel webt die Flamme
Durch das Zimmer, fahl und ſchaurig;
Alles iſt ſo ſtill — die Amme
Singt ein altes Liedchen traurig.

* * *

Zwei junge Knaben trafen ſich
Auf einer grünen Haide;
Der Ein' in Lumpen eingehüllt,
Der Andre im goldnen Kleide.

Sie gaben ſich die Hände bald,
Und ſpielten dort zuſammen.
Des Reichen Augen waren blau,
Des Armen dunkle Flammen.

Der braune Knabe ſprach betrübt:
„Mein Vater dient als Hirte;
„Der Herr nahm uns das letzte Bett,
„Weil ſich ein Roß verirrte.

„Ach Gott! Der Hunger thut ſo weh,
„Man kann ihn nicht vergeſſen!
„Mein Mütterchen iſt blaß und krank;
„Wir haben nichts zu eſſen!“

Der blonde Knabe ſprach darauf:
„Ich wohne in Marmorſälen;
„Die Bilder und der Dienertroß
„Sind dorten kaum zu zählen.

„Ich habe Spiel- und Zuckerwerk,
„Und ſoll einſt König werden.
„Mein Vater aber, der iſt todt;
„Er ſchläft in kühler Erden!“

Der Andre ſprach: „Dein Kindkleid
„Mag blitzen und mag rauſchen!
„Behalte Spiel- und Zuckerwerk;
„Ich will mit dir nicht tauſchen!

„Mein Vater iſt geſund und ſtark,
„Der Deine ruht in der Erden. —
„Du armes verwaistes Fürſtenkind,
„Du ſollſt ein König werden?“

* * *

Plötzlich hat das Lied geſchwiegen,
Jenes Lied vom jungen Grafen,
Denn die Amme iſt beim Wiegen
Und beim Singen eingeſchlafen.

28.

Düſter glüht der Ampel Schimmer;
Geiſterrauſchen webt durch's Zimmer.
Und es wallt im Strahlenkreis
Eine Göttin, licht und weiß,
Zu der Wiege ſtill hernieder,
Küßt des Knaben Augenlider,
Küſſet ihm die Lippe heiß.

Schwingen trägt ſie an den Sohlen,
Duftge Roſen und Violen
Sind der wilden Locken Band.
In der muskelſtarken Hand
Lodert eine Fackel röthlich —
Dem Tyrannen wird ſie tödtlich,
Fährt ſie zündend in ſein Land.

„Freiheit!“ ſteht auf ihrem Schilde:
Freiheit heißt das Gottgebilde.
Wo ſie durch die Seelen fliegt,
Iſt des Todes Graun beſiegt:
Völker ſieht man freudig ſterben,
Daß die Enkel Freiheit erben,
Die man jetzt als Sclaven wiegt.

Leiſe, mit dem Hauch des Windes,
Flüſtert ſie ins Ohr des Kindes,
Und es zieht durch ſeinen Traum:
„Wachſe fröhlich, junger Baum!
„Wolken ſtehn am Horizonte,
„Doch wenn meine Gluth dich ſonnte,
„Dehnt ſich breit der Krone Raum.

„Keiner von den Todespfeilen
„Soll dein junges Herz ereilen;
„Um die Glieder, zart und klein,
„Schmiegt ſich einſt der Purpurſchein.
„Menſchenrecht und Freiheit ehren,
„Kann dich nicht der Vater lehren,
„Drum will ich dein Lehrer ſein.“

„Nur die Feigen und die Schlechten
„Freut es, wenn ein Volk von Knechten
„Eisern ihre Hand regiert.
„Wessen Volk den Stolz verliert,
„Läßt sich sorgenlos bestehlen
„Um den Besten der Juwelen,
„Welcher seine Krone ziert.

„Oriflamme und Standarte
„Deines Reiches ist die Charte —
„Trag' im Herzen ihr Gebot!
„Und das blutge Morgenroth
„Wird im goldnen Glanz entschweben,
„Denn die Freiheit nur ist Leben,
„Und die Knechtschaft ist der Tod!"

Anmerkungen.

I.

Ludwig der Siebzehnte.

Louis Charles de France, Herzog der Normandie, ein Sohn Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's, erblickte am 27. März 1785 das Licht der Welt. Sein älterer Bruder ſtarb 1789, und er wurde Dauphin. Er war von ſehr zartem Körperbau; ſeine Züge hatten einen ſanften edlen Ausdruck, und goldhelle Locken floſſen ihm auf die Schultern herab. Frühe ſchon zeigte der Knabe Verſtand und Wißbegier, aber auch Muth und Ehrgefühl, und mit unſäglicher Liebe hing er an ſeiner Mutter. Am 10. Auguſt 1792 wurde das ſiebenjährige Kind, mit Eltern und Schweſter, in's Gefängniß des Temple geworfen, und damals nannte man die ganze Königsfamilie beim Namen „Capet," den ihr Ahnherr geführt hatte.

Nachdem Ludwigs XVI. Haupt unter der Guillotine gefallen war, wollten die Royaliſten ſeinen Sohn als Ludwig XVII., König von Frankreich und Navarra, proklamiren. Aber in den Händen Andersgeſinnter lag die Gewalt; ſie entriſſen das Kind ſeiner Mutter, und übergaben es dem Schuſter Simon, einem

wilden Jakobiner, zur Erziehung. Die raffinirte Grauſamkeit, mit der dieſer Schreckensmann ihn behandelte, ſtumpfte die Sinne des Dauphins ab und verzehrte ſeine Lebenskraft. Fünfzehn Monate lang ſprach er nicht ein Wort, bis er, vom innern Gram aufgerieben, den 8. Juni 1795 im Temple an der Rhachitis ſtarb.

Chateaubriand, der getreue Paladin des Hauſes Bourbon, forderte 1816 von der Kammer: es ſolle ein Denkmal erbaut werden, um den Tod des ſchuldloſen Knaben zu ſühnen, und jene wies den Antrag nicht zurück. — Seitdem ſind mehrere falſche Ludwige aufgetreten, und haben in Frankreich, wo keinem Parteihelden die Anhänger fehlen, Aufſehen erregt. Namentlich erwähnen wir des Mathurin Bruneau, deſſen Prozeß 1818 mit größter Oeffentlichkeit geführt wurde, und des Uhrmachers Naundorf, der lange Zeit in Groſſen gelebt, dann aber in England Unterſtützung gefunden hat.

II.

Der König von Rom.

Am 20. März 1811 gebar Marie Louiſe ihrem Gatten, dem Kaiſer Napoleon *), einen Sohn. Mit glänzendem Antlitz hob er denſelben in ſeine Arme, trug ihn in's anſtoßende Gemach und zeigte ihn triumphirend den Hofſchargen und Kronoffizieren, die ſich verſammelt hatten. Einſtimmig begrüßten ſie das Kind als den „König von Rom," denn dieſe Würde war dem Thronerben ſchon vor ſeiner Geburt beſtimmt worden. Ein ſo eigenthümlicher Titel mußte Stoff zu den verſchiedenſten Deutungen geben, und während Dieſe darin die Verkündigung eines neuen Weltreichs ſahen, meinten Andere: es flatterten dunkle Ahnungen um ihn, weil er von einer Stadt entlehnt ſey, aus der einſt die Könige vertrieben wurden, und wo es verboten war, das Wort „König" nur auszuſprechen.

Alles Glück, aller Glanz und Ruhm ſchien auf den Neugebornen ausgeſchüttet, und wohl noch nie hat einem Kinde die

*) Der Sieger bei den Pyramiden hörte es gern, wenn man ſeinen Namen aus den Wörtern Wüſte (νάπος) und Löwe (λέων) ableitete. Aber νάπος bedeutet eigentlich nicht Wüſte, ſondern eine waldige Thalſchlucht zwiſchen Klippen und Bergen.

Zukunft ſo ſtrahlend entgegengelacht. An ſeinem Tauftage, den 9 Juli 1811, ſtanden ſieben Könige — Sachſen, Würtemberg, Holland, Spanien, Weſtphalen, Neapel und Baiern — gleich dienenden Vaſallen um den Täufling. Mit niegeſehener Pracht wurde das Feſt gefeiert, denn Jeder ſollte es fühlen, daß dem Weltherrſcher ein Erbe geboren, daß ſeines Stammes Fortdauer begründet ſey. Da mochte denn Keiner fehlen in den Reihen der Glückwünſchenden; die Franzoſen jubelten; die Dichter beſangen das Kind; die Stadt Paris ſchenkte ihm eine ſilberne Wiege, und jene Farbe in den Windeln des jungen Königs, die man bei andern Säuglingen ſchnell mit Waſſer und Seife tilgt, wurde couleur à la mode an der Seine, und zog von dieſem Stapelplatz durch ganz Europa hin.

Die ſilberne Prachtwiege wird jetzt in der Wiener Schatzkammer aufbewahrt; dort habe ich ſie geſehen, und konnte deshalb eine treue Schilderung ihrer Embleme geben. Purpurner Sammt unterbricht den Silberglanz, und darin ſind die Bienen des Napoleoniſchen Krönungsmantels geſtickt. An der Kopfſeite ruht die Erdkugel, von welcher eine Siegesgöttin ſich emporhebt, um den Lorbeerkranz über das ſchlafende Kind auszuſtrecken, und unten, am Sockel der Wiege, liegt der Seine Flußgott mit freudigem Antlitz neben ſeiner Urne da.

Napoleon ſprach zu den Abgeordneten der Kammer, die ihre Segenswünſche abzuſtatten kamen, folgende Worte: „Mein Sohn wird den Erwartungen Frankreichs entſprechen; er wird für Ihre Kinder dieſelben Geſinnungen fühlen, die ich für Sie hege. Nie werden die Franzoſen es vergeſſen, daß ihr Glück und ihr Ruhm an das Heil des Thrones, den ich mit ihnen und für ſie

errichtet habe, geknüpft ist. Ich wünsche, daß dies von allen Franzosen gehört werde."

Ehe der Kaisersohn aber noch sein drittes Jahr erreicht hatte, war sein mächtiger Vater besiegt, gestürzt und verwiesen. Am 29. März 1814, als die Heere der Alliirten vor Paris standen, nahm die Mutter ihr Kind, um aus Frankreich zu fliehen. Sonst war der Knabe sanft und gehorsam, doch wie man ihn aus den Tuillerien entfernen wollte, wurde er störrig und eigenwillig, alle Liebkosungen blieben fruchtlos, und man mußte ihn endlich gewaltsam in den Wagen heben. Nie hat er die Hauptstadt seines Landes wiedergesehn.

Der Kaiser von Oesterreich nahm die Tochter und ihren Sohn in der Hofburg auf; er verlöschte den Namen Napoleon, welchen der König von Rom bei der Taufe empfangen, und gab ihm dafür am 22. Juli 1818 die Herrschaft Reichstadt in Böhmen, den Titel „Durchlaucht" und ein eigenes Wappen. Mit Sorgfalt, aber in tiefer Einsamkeit, wurde er erzogen, und man sagte allgemein, der Prinz sey zu einer hohen geistlichen Würde bestimmt. Eine starre Mauer umzog seine Jugend; nur wohlgeprüfte Worte durften von draußen hineinschallen. Als die beiden französischen Dichter Barthélemi und Méry ihr treffliches Gedicht: „Napoleon en Egypte" beendet hatten, wollten sie dem Herzog ein Exemplar desselben überreichen, doch sein Erzieher, Graf Moritz Dietrichstein, versagte ihnen diese Gunst.

So wuchs der Knabe empor, in den Zügen und blonden Haaren der Mutter ähnlich, während des Vaters Blut ihm durch die Adern rauschte. Man sah doch am Ende ein, daß der junge feurige Fürst zum Metrevoliten verderben sey, und zwei

Jahre vor ſeinem Tode erhielt er eine ganz militäriſche Umgebung, unter welcher ſich auch der berühmte Reiſende, Obriſtlieutenant von Prokeſch, befand. Damals war des Herzogs Seele ganz aus dem trüben Schlummer erwacht; Gluth und Drang durchwallten ihn, und er ſchrieb an Barthelemi nach Paris: „Sagen Sie der Vendôme-Säule, daß ich vor Kummer ſterbe, ſie nicht umarmen zu können.“

Welche Krankheit den unglücklichen Jüngling eigentlich hinraffte, läßt ſich nicht genau ſagen, doch hatte hauptſächlich ſeine Bruſt gelitten, denn in ihr trug er Gram und Schmerz. Ueberſchnell emporgeſchoſſen, war er einer Treibhauspflanze gleich, und er blieb auch matt und bleich, wie eine ſolche. Die obengenannten Dichter ſchildern ihn in ihrem Liede, „le fils de l'homme“, mit einem auffallend blaſſen Antlitz, in dem der Tod ſich dem Leben vereinte. Anſtrengungen und Erkältungen auf der Jagd, im Dienſt, beim Reiten und Tanzen — er war ſo gewandt als kühn in allen ritterlichen Künſten — griffen ihn an und warfen ihn auf's Lager. Wohl kämpfte ſeine Jugend hart gegen den Tod, aber dieſer ſiegte, und am frühen Morgen des 22. Juli 1832 verſchied der König von Rom. Das finſter tragiſche Schickſal, welches ihm ſeit ſeiner ſilbernen Wiege mit ehernen Tritten nachging, hatte ſich nun erfüllt, und der Frühverwelkte iſt nicht in der ſteilen Marmorgruft zu Saint Denys, welche Napoleon ſeiner Dynaſtie gegründet, ſondern in Wien bei den Kapuzinern beigeſetzt.

III.

Heinrich der Fünfte.

Ludwig XVIII. ſtarb ohne Erben, und Karl X. beſtieg den Thron. Er hatte zwei Söhne. Der älteſte, Herzog von Angoulême (geb. den 6. Auguſt 1775), vermählte ſich 1799 zu Mitau in Rußland mit der einzigen Tochter Ludwig's XVI., und auch dieſe Ehe blieb kinderlos. Sein Bruder, der Herzog von Berry (geb. den 24. Januar 1778), führte im Jahre 1816 die Tochter des nachmaligen Königs beider Sicilien als Gattin heim, und man erwartete, daß er dem Lande einen Thronerben geben werde. Um ſolche Hoffnung zu zerſtören, ſann Louvel, ein Sattler in den königlichen Ställen, auf des Herzogs Tod; denn ſeit die Truppen der Alliirten in Paris eingezogen, haßte er das Haus Bourbon, und düſtere Pläne brütete er aus. Er war nach Elba gereiſt, um ſein Auge am Anblick des großen Kaiſers zu weiden, den er vergötterte; doch weder mit Napoleon, noch mit deſſen Vertrauten hatte er dort eine Unterredung gehabt.

Als Berry am 13. Februar 1820 gegen 11 Uhr Abends die Oper verließ, bohrte ihm Louvel das Meſſer in die Bruſt. Man brachte den Verwundeten nach dem großen Opernſaal, aber alle Bemühungen, ihn zu retten, waren umſonſt. Der Herzog, ein Mann von fleckenloſem Charakter, verzieh ſeinem Mörder,

bereitete ſich zum Tode und ſtarb voll Standhaftigkeit. Frankreich war tief erſchüttert bei der Schreckensnachricht; das Opernhaus wurde niedergeriſſen und an deſſen Stelle eine Denkſäule errichtet. Louvel, der keinen Mitſchuldigen hatte, vernahm ſein Todesurtheil mit fanatiſcher Faſſung, und als er den 7. Juni 1820 die Guillotine beſtieg, hörte er nicht auf die Worte des Prieſters, ſondern ſah ſich die Volksmaſſe an, welche zu dem blutigen Schauſpiel verſammelt war.

„Ménagez-vous pour l'enfant, que vous portez dans votre sein!“ hatte Berry zu der verzweifelnden Gattin geſagt, ehe er das Auge geſchloſſen. Stürmiſch war die Freude der Nation, als bald nach dem unglücklichen Tage die Schwangerſchaft der Herzogin erklärt wurde. Im Traume erſchien ihr der heilige Ludwig, und auf dies Geſicht vertrauend, kündigte ſie ſchon vorher die Geburt eines Prinzen an. Ehe der Arzt gerufen werden konnte, kam ſie in der Nacht zum 29. September 1820 mit einem Sohne nieder, und da ſie hörte, das Kind könne ohne Gefahr mit ihr vereinigt bleiben, ſo befahl ſie, es ſollten Zeugen herbeibeſchieden werden.

Zur Taufe des Prinzen wurde Waſſer genommen, welches Chateaubriand vor vierzehn Jahren, auf ſeiner Pilgerreiſe nach Paläſtina, aus dem Jordan geſchöpft hatte. Der Nachgeborene erhielt die Namen: „Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné, l'enfant-fils de France,“ und der König gab ihm den Titel „Herzog von Bordeaux.“ Er ſollte von der Nation die prachtvolle Herrſchaft Chambord zum Geſchenk erhalten, doch das Miniſterium leitete die Angelegenheit auf eine Weiſe ein, daß ſie wenig Beifall im Volke fand. Nun bildete ſich ein Verein,

welcher die Beſitzung der verwittweten Fürſtin von Wagram für anderthalb Millionen Francs abkaufte, und dieſelbe am 1. Mai 1821 dem Herzog zum Taufgeſchenk machte.

Zehn Jahre war der Knabe alt, als die Wetterwolken der Julitage über Frankreich heraufzogen. Am 28. Juli wollte die Herzogin von Berry nach Paris eilen, um dem erzürnten Volke ihren Sohn zu zeigen, und die Folgen ſind unberechenbar, welche hieraus hätten erwachſen können. Aber Karl X. verbot ihr jeden Schritt, und unterzeichnete am 2. Auguſt, ſammt dem Dauphin, eine Schrift, worin ſie zu Gunſten des Herzogs von Bordeaux auf den Thron verzichteten. Alles blieb fruchtlos. Am 16. Auguſt beſtiegen die vertriebenen Bourbons bei Cherbourg das Schiff und ſagten ihrem ſchönen Frankreich Lebewohl. Sie gingen zuerſt nach Schottland, begaben ſich dann aber nach Deutſchland, wo Karl X. ſein Leben beſchloß. Der junge Herzog ſollte als Heinrich V. die Krone tragen, und dieſen Namen hat eine Partei in Frankreich zu ihrem Wahlſpruch gemacht. Doch weder ihr Anhang, noch die Bemühungen ſeiner amazonenkühnen Mutter konnten ihm das verlorene Reich wieder erringen, und heimathlos irrt er in der Fremde umher.

IV.

Der Herzog von Orleans.

Am 3. September 1810 wurde zu Palermo der Enkel Philipp Egalités geboren, und er empfing den Titel eines Herzogs von Chartre. Als ſein Vater, Louis Philipp, nach Paris zurückgekehrt war, kam er wenig mit dem Hofe in Berührung und ließ ſeine Söhne wie Bürgerkinder erziehen. Sie beſuchten ein öffentliches Gymnaſium und hatten Umgang mit ihren Schulgenoſſen. Einſt fragte ein Lehrer den Vater des Herzogs von Chartre, welche politiſchen Grundſätze demſelben vorgetragen werden ſollten, und Jener antwortete: „Machen ſie einen Republikaner aus ihm, Royaliſt wird er immer genug ſeyn!“

Der Herzog verließ im Herbſte 1827 das Collegium, trat in's Militair, und führte ſchon vor der Julirevolution ein Huſarenregiment. Während derſelben ſoll er zu den Erſten gehört haben, welche die dreifarbige Cocarde aufſteckten. Nun bekam er den Titel „Herzog von Orleans,“ nebſt einem eigenen Hofſtaat, und es wurde ihm Gelegenheit, ſich kriegeriſchen Ruhm zu erwerben. Als Commandeur einer Brigade machte er die beiden belgiſchen Feldzüge mit, und bei Antwerpens Belagerung ſchlugen dicht um ihn die Bomben ein. Unter Marſchall Clauzel nahm er ſodann 1835 an der Expedition gegen Maskara Theil,

gab hierbei häufige Beweiſe von perſönlicher Tapferkeit, und wurde im Gefecht am Habrach durch einen Streifſchuß verwundet. Der Wunſch des Vaters rief ihn endlich zurück, und am 30. December erreichte er Paris.

Im nächſten Frühjahr reiſte der Kronprinz mit ſeinem Bruder nach Berlin, wo ein wahrer Freudentaumel die liebenswürdigen Königsſöhne umrauſchte. Orleans hatte einſt beim Feldmanöver eine Brillantagraffe verloren. Kaum verlautete dies, ſo war der weite Raum draußen mit ſchönen Mädchen und Frauen überſäet, welche ſich bemühten, dem bewunderten Prinzen das Verlorene wiederzuſuchen. — Von Berlin führte die Brüder ihr Weg nach Wien, und auch hier empfing man ſie recht freudig und herzlich, wenn gleich die verſteckten Karliſten mit böſem Auge dreinſchauten. Sie ſahen alle Merkwürdigkeiten der Stadt, und als ſie zum kaiſerlichen Grabgewölbe hinunterſtiegen, durchſchauerte den Kronprinzen vor der Gruft des Königs von Rom eine dunkle Ahnung. Schweigend ſtand er dort, faßte dann ſeinen Bruder am Arm, zog ihn ſchnell mit ſich zum Tageslicht empor, und blieb den ganzen Tag über nachdenkend und trübe.

In Mailand erfuhren die beiden Prinzen den Mordverſuch, welchen Alibaud auf ihren Vater unternommen, und ſie kehrten deshalb eilig nach Paris zurück. Aber eine höhere Bedeutung gewann die Reiſe dadurch, daß Friedrich Wilhelm III. die Vermählung des Herzogs von Orleans mit der blühenden Prinzeſſin Helene von Mecklenburg-Schwerin vermittelte. Im Mai 1837 trat ſie die Reiſe nach Frankreich an, und glänzende Feierlichkeiten verherrlichten ihr überall den Weg. Obgleich das der alten

Hofetikette zuwider war, begrüßte ſie doch der Bräutigam ſchon in Chalons ſur Marne, und am 30. Mai wurde die Hochzeit vollzogen. — Nachdem ihm die Gattin 1838 einen Erben geſchenkt hatte, ging Orleans im folgenden Jahre nach Algier, und machte unter dem Oberbefehl des greiſen Marſchalls Vallee die merkwürdige Expedition nach den Engpäſſen der eiſernen Thore mit. Damals verſprach er den Soldaten, welche er führte, daß er nicht an ihrer Spitze fehlen würde, ſobald neue Kämpfe heranzögen, und ſchon im April 1840 hielt er das gegebene Wort, ob ihn der König auch zurückhalten wollte, ob ſeine Gemahlin auch wieder ein Kind unter dem Herzen trug. Der Herzog von Aumale begleitete ihn, und Beide zeichneten ſich auf dem Zuge gegen Medeah durch Muth und Tapferkeit aus.

Allen dieſen Gefahren glücklich entrinnen, ſollte der Kronprinz mitten im Frieden auf ebener Chauſſee den Tod finden. Er wollte ſeine Gemahlin aus dem Badeorte Plombieres abholen, und dann mit ihr nach Saint Omer gehen, um dort ein Truppenkorps zu inſpiciren. In der zuletzt genannten Stadt waren mannigfache Feierlichkeiten und namentlich ein prachtvolles Turnierfeſt vorbereitet. Von ſeinen Eltern Abſchied zu nehmen, ſtieg Orleans am 13. Juli 1842 gegen Mittag in den Wagen, und befahl dem Kutſcher, im ſtarken Galopp nach Neuilly zu fahren. Die beiden Vollblutpferde griffen mächtig aus, und ungeſtüm flog das leichte Cabriolet auf der kiesbeworfenen Chauſſee dahin. Plötzlich bemerkte der Kronprinz, ſein Jokey ſey nicht mehr Herr des Geſpannes, und er ſprang vom Sitze empor. In demſelben Moment bekam das Fuhrwerk einen dröhnenden Stoß, er verlor das Gleichgewicht und ſchlug haltlos mit dem

Kopfe auf das Pflaſter hinunter. Kaum vierzig Schritte weiter ſtanden die Roſſe vor einem eiſernen Gitter freiwillig ſtill, der Kutſcher lenkte ſie um, und ſah nun den Herzog blutig und ſterbend daliegen. Man brachte ihn in das nahegelegene Haus eines Gewürzkrämers, aber die Beſinnung kehrte ihm nicht mehr zurück, und um halb fünf Uhr Nachmittags endete Orleans in den Armen ſeines Vaters.

Jenes Haus iſt von der Civilliſte angekauft und abgetragen werden, um auf der Stelle, wo es geſtanden, eine Kapelle errichten zu laſſen. Die Königin aber hat befohlen, das Sterbezimmer ſolle gezeichnet werden, damit ſie ſich im Schloſſe zu Neuilly ein ganz gleiches Gemach gründen, und es mit denſelben Möbeln ausſtatten könne.

V.

Der Graf von Paris.

Er iſt der älteſte Sohn des Herzogs von Orleans, und wurde am 25. Auguſt 1838 geboren.

Bayerische Staatsbibliothek